

Valerie Springer  
**Ein paar Tage in einer fremden Stadt**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

# 1

*»Zu fragen bin ich da, nicht zu antworten.«*

*Henrik Ibsen*

In einem Schlafwagenabteil im Zug von Wien nach Florenz wachte an diesem 16. November zwischen zwei und drei Uhr in der Früh ein Mann auf und wusste nicht genau, wo er war. Er schnupperte am Kissen und an der Decke. Sog den ihn umgebenden Geruch ein. Beugte sich zum Fenster hin, sah in die mondfinstere Nacht, durch die der Zug raste. Beim schwachen Schein der nächtlichen Innenbeleuchtung schrieb er ein paar Zeilen in ein Notizbuch, das er sich ohne bestimmte Absicht oder zu speziellem Zwecke auf dem Bahnhof gekauft hatte. Er notierte etwas, das in ungefähr damit zu tun hatte, nicht mehr zu wissen, wer er war. Er legte das Buch zur Seite und beschloss, darin während seiner Reise Geruchswahrnehmungen zu protokollieren, spezielle Duft-Mischungen oder Gedankenassoziationen, die mit olfaktorischen Eindrücken verbunden waren.

Er schloss die Augen, drehte sich ein paar Mal hin und her, überließ seinen Körper dem Rütteln und Rattern des Zuges. Kurz bevor er einschlief, fragte er sich, warum ihm jetzt, nach so langer Zeit, das Wesen der Gerüche wieder bedeutsam werden könnte.

Es war zwanzig Jahre her. Auf den Tag genau. Gab es tatsächlich so etwas wie zufällige Fügungen? Erst als er seinen Espresso bestellt hatte, auf dieser Piazza mitten in dieser ihm fremden Stadt, an diesem kleinen, spiegelnden Tischchen in Florenz sitzend, wurde er sich des Datums bewusst.

Tief sog er den späten Vormittag mit all seinen Duftpartikeln in seine Lungen ein und ließ den Atem langsam aus seinen Nasenlöchern sickern. Er streckte die Beine von sich, verschränkte die Hände hinter seinem Nacken. Die Szenerie um ihn herum war von anmutiger Geschlossenheit. Tauben pickten gurrend Krümel vom Boden auf. Touristenscharen wogten von links nach rechts, von vorne nach hinten und wieder zurück. Klappern von Geschirr und Besteck auf den Tischchen des Cafés, Rufe von Händlern, miteinander wettstreitende Musikstücke aus verschiedenen Lautsprechern, Frauenstimmen, Kindertoben. Mit einem verquerten Staunen stellte er fest, dass er diesem Datum schon seit Längerem keinen allzu bedeutsamen Rang eingeräumt hatte.

*»Bei der Taufe wird ein hilfloses Kind feierlich mit einem Namen gestraft. Damit er klebt, wird das Kind angefeuchtet.«*

*Ambrose Gwinnett Bierce*

Er hieß Hubertus. Ein Name, den ihm die Eltern, Hans-  
Herbert und Magdalena Rotten, anlässlich der mit seiner  
Geburt gleichzeitigen Neueröffnung des *Hubertus, Wild-  
Spezialitätenrestaurant vom Feinsten* gegeben hatten. Mit  
leichtem Schaudern erinnerte er sich an die Verspottungen,  
denen er deswegen während seiner Volksschulzeit ausgesetzt  
war. Vielleicht, nahm er an, lag es unter anderem auch daran,  
dass er von Kindheit an das Restaurant gehasst hatte. Und  
Wild verabscheute. Zumindest als Nahrung.

Er schauderte nicht wirklich bei den Erinnerungen an das  
Lästern seiner Schulfreunde. Das war schon zu lange her. Es  
schien ihm absurd, seiner Namensgebung wegen Vorwürfe  
gegen die Eltern zu hegen. Anstatt gegen den Vater, seiner  
Schwester Sophia wegen. Anstatt gegen sich selbst. Seine  
Anklage hatte im Laufe der Zeit an Stofflichkeit verloren.  
Sie hatte sich, als fühlte sie sich nach zwanzig Jahren fehl  
am Platze, auf eine unerforschte Insel im Meer seines  
Unbewussten zurückgezogen. Dort harrte sie der Dinge,  
langmütig und beinahe anspruchslos.

### **Ein Mädchen, das die Hand in die Hüfte stemmt.**

Lucy war anders als die Mädchen, die er aus seiner Klasse kannte. Sie war direkt, flott und sprach herausfordernd Dialekt, wofür sie sich nicht schämte. Die Mädchen in seiner Klasse waren zurückhaltend und sprachen hochdeutsch.

»Na, und du bist der Sohn des Hauses?«, rief sie ihm frech zu, als er an diesem Nachmittag vom Gymnasium nach Hause kam.

Sie stand in der Gaststube an die Schank gelehnt, in adrettem Dirndl, hatte eine Hand in die Hüfte gestemmt.

Er stellte seine Schultasche auf die Sitzbank des Stammes und nickte: »Ja, ich heiße Hubertus.«

»Wie das Restaurant?«

»Ja.«

»Ist ja zum Schreien«, sagte sie.

»Und du bist die Neue?«

»Lucy.«

»Hallo Lucy.«

»Hallo Hubertus.«

Er trat näher. Sie gaben einander die Hand. Als er ihre Witterung aufnahm, während seine Handfläche die ihre berührte, wusste er, dass er kein Kind mehr war. Durch ihren Geruch. Durch die Berührung von Haut auf Haut.

»*A room of one's own.*«  
*Virginia Woolf*

### **Privatsphäre**

Der Vater hatte an Lucys erstem Arbeitstag angeordnet, dass sie im Hause wohnen müsse. Die Gründe, die er angab, waren fadenscheinig, vor allem, da er – entgegen seiner Gewohnheit, seine Befehle unbegründet zu geben – überhaupt erklärte, warum das Lehrmädchen ein Zimmer im Hause haben sollte. Um sie vor Überfällen auf dem nächtlichen Heimweg zu schützen. Um ihr ein Zuhause zu bieten. Um zu gewährleisten, dass sie für die Berufsschule lerne.

Mit einem befreundeten Schreiner baute er im Treppenhaus, unten neben der Gaststube, ein Zimmer, wohl eher eine Kammer, fensterlos, jedoch mit dem Nötigsten eingerichtet: Sophias Bett, ihr Nachtkästchen, ihr Kleiderschrank. Sophias Möbel, die Hubertus so innig vertraut waren wie nichts sonst in diesem Hause ... diese Möbel, die nun – nach allem, was geschehen war – nicht mehr anderweitig gebraucht werden konnten.

Lucy solle die Toilette der Gaststube zum Waschen benutzen und dürfe einmal pro Woche ins familieneigene Badezimmer im ersten Stock. Von letzterem Anrecht, das

kaum mehr als ein dringendes Zugeständnis war, machte sie aber nie Gebrauch. Sie verbrachte das Wochenende so oft wie möglich bei ihren Eltern und Brüdern. Wenn sie am Sonntag spätabends zurück kam, brachte sie Kleinigkeiten mit, um ihr Zimmerchen gemütlich zu machen, eine Tischlampe, einen kleinen Teppich, Bettwäsche, Bilder für die Wände.

Lucys Zimmer war ihr alleiniges Reich. Niemand betrat es. Niemand konnte es betreten. Denn sie sperrte es ab.

»In diesem Haus wird kein Zimmer versperrt«, fauchte Hans-Herbert sie in der Küche an, als er einmal in ihre Kammer hatte eindringen wollen.

Hatte kontrollieren wollen, ob sie aufgeräumt habe und ihr Bett gemacht sei, wie er sagte.

»Meins schon«, sagte sie, »Privatsphäre.«

Sie und Magdalena schnitten Gemüse klein, bereiteten Salate vor, hackten Zwiebeln, Petersilie, Knoblauch. Auf dem Herd kochten in verschiedenen Töpfen Fleischsuppen für Fonds, die Luft war erfüllt vom Küchendunst.

»Meins bleibt versperrt. Immer«, sagte Lucy, legte das Messer auf das Hackbrett, stemmte die Hände in die Hüften und blickte Hans-Herbert herausfordernd an.

»Spiel dich nicht. Spiel nicht mit meiner Gutmütigkeit«, grunzte er drohend.

»Ich spiel mich nicht. Ich arbeite«, antwortete sie, griff nach dem scharfen Messer, hielt es eine Weile, als wollte sie abwägen, was sie damit tun sollte, hackte dann weiter auf die Knoblauchzehen ein.

Magdalena hatte weder aufgeblickt noch zugehört. Sie hatte sich in ihre eigene Welt zurückgezogen, in ihre innere Oase des Nichts, in ihren geistigen Schutzraum, der wie ein schwarzes Loch alles verschluckte, das ihrer Seele zu nahe kam. Leise sumnte sie eine Schlagermelodie vor sich hin.

Hans-Herberts Blicke, die er über Lucy streifen ließ, waren sie Magdalena entgangen? Hubertus nicht.

### Von Angstschweiß und Feigheit.

Anfangs hatte Hubertus Dünkel, weil sie ein Lehrmädchen war. Er hasste sich für die Herablassung, die er manchmal spürte, wenn sie ihrer Natürlichkeit ungehemmt nachgab, ihrer Unkompliziertheit freien Lauf ließ.

Und doch war das ihre Rettung.

Und in gewissem Sinne auch seine.

»Lass das, du Arschloch!«

Zwei Monate nach ihrem Arbeitsbeginn hörte er sie aus der Küche kreischen. Die Schwingtür zwischen Küche und Gaststube flog auf, sie stapfte wütend heraus, blickte sich um, ob jemand da wäre, der sie gehört haben könnte. Hastig setzte sie sich zu Hubertus auf die Bank beim Stammtisch. Kurz darauf kam der Vater aus der Küche, ging, ohne sie eines Blickes zu würdigen, an den beiden Jugendlichen vorbei zur Hintertür, die zur Treppe in den oberen Stock führte. Wortlos verließ er die Gaststube.

Hubertus fühlte unkontrollierbaren Zorn in sich aufsteigen, wie schon so oft. Noch hatte er nie den Mut gehabt, dem Vater zu kontern. Er wollte ihm nachrennen, sich ihm erstmals stellen, ihn zur Rede stellen. Stellvertretend für die unzähligen Male, als er zu feige gewesen war, sich

zu verteidigen. Die Mutter zu verteidigen. Oder – früher noch – seine Schwester Sophia zu verteidigen, als das noch möglich gewesen wäre.

»Ich hab's schon erledigt«, versuchte Lucy ihn zurückzuhalten.

»Ich muss trotzdem. Da gehts um was anderes«, sagte er und ging dem Vater nach.

Während der ersten Stufen der Treppe hielt seine unbändige Wut noch an. Er wusste nicht wirklich, was er tun wollte, was er sagen sollte. Am liebsten hätte er den Vater erschlagen, ihn getötet, ein für alle Mal dieses Haus von dem Tyrannen befreit, der alle Lebewesen als Tiere betrachtete, die er nach Belieben treten und demütigen konnte. Dann blieb er stehen. Seine Knie zitterten. Er konnte kaum atmen. Sein Zorn hatte sich in nackte Angst verwandelt. Jahre später noch durchlebte er diesen Moment, als er zögerte, umzukehren erwog, sich schon halb umgedreht hatte, seiner Feigheit nachgeben wollte. Und sich dann doch entschloss, das zu tun, was er für längst überfällig hielt.

Er betrat das elterliche Wohnzimmer ohne anzuklopfen. Er wusste, dass das an sich schon unerhört war. Er roch den Angstschweiß der Mutter, roch den Jähzorn des Vaters. Die Eltern standen einander in der Mitte des Zimmers gegenüber. Die Mutter geduckt vor Kummer und vor Angst. Der Vater wie ein Riese vor ihr.

»Die muss weg«, sagte der Vater mit hasserfüllter Stimme.

»Sie bleibt«, sagte die Mutter leise, demütig, bittend, flehend.

Der Vater wandte seine Aufmerksamkeit Hubertus zu:  
»Was willst du hier?«, herrschte er ihn an.

»Nie wieder wirst du ...«, presste Hubertus hervor. Er atmete durch, richtete sich auf, eine unbezähmbare Testosteron-Sturmflut schoss durch seinen pubertierenden Körper. Er blickte den Vater an, hielt dessen Blick stand, innerlich zitternd, äußerlich fast schon ein junger Mann, nahezu gleich groß wie sein Erzeuger.

»Nie wieder!«, sagte er dann ruhiger und hoffte, dass seine Stimme tatsächlich so fest und bedrohlich klang, wie sie ihm erschien.

»Nie wieder!«, sagte er nochmals, verließ das Wohnzimmer und warf die Tür knallend zu.

Auch dies eine Unerhörtheit, die es in diesem Hause noch nicht gegeben hatte.

Vielleicht hatte Magdalena gehofft, in Lucy so etwas wie eine neue Tochter zu gewinnen. Wie ihre eigene Tochter, die sie nie lieben durfte, die sie nie lieben konnte: Sophia, Hubertus' Schwester. Damals. Vielleicht wollte Magdalena dorthin, wo die niemals aufgegangene Saat der Zuneigung zu einem ihr ausgelieferten Schützling verschüttet lag. Hubertus wusste es nicht. Aber er sah, dass die Mutter dem Mädchen Gefälligkeiten anbot, die sie Sophia nie gewährt hatte. Ab und zu gab sie ihr heimlich ein paar Himbeeren, wenn sie eine frische Lieferung bekam. Gelegentlich steckte sie ihr ein paar Münzen zu. Wenn Hans-Herbert nicht im Hause war, setzte sie sich mit Lucy an den Stammtisch, trank Cappuccino mit ihr, fragte sie, wie es ihr mit dem

Lernen in der Berufsschule ginge, wie es ihren Eltern gehe, was ihre Brüder machten.

Die kaum richtig begonnene Annäherung der Wirtin und ihres Lehrlingens brach mit Hubertus' Widerstandsakt jäh ab. Lucy ging auf Magdalenas unbeholfene Bestechungsversuche nicht mehr ein. Und sie gewöhnte sich ein ruppig-burschikoses Verhalten gegenüber Hans-Herbert an. Der Vater fing an, Lucy zu schikanieren, kritisierte lautstark, wie sie servierte, wie sie Bestellungen aufnahm, wie sie grüßte. Kritisierte, wie sie angezogen war, wie sie sich frisierete. Das Mädchenhafte, Kindliche verschwand in Gegenwart von Hubertus' Eltern aus ihrem Benehmen. Lucy ließ Hans-Herberts Beschimpfungen an sich abprallen, als wären sie ihr egal. Sie hob trotzig den Kopf, blieb weiterhin freundlich-professionell. Und sie arbeitete gut und tüchtig. Ein Grund, sie hinauszuerwerfen, bot sich Hans-Herbert nicht, sie erfüllte ihre Pflicht. Lediglich wenn sie mit Hubertus alleine war, kam das unbekümmerte junge Mädchen zum Vorschein, das Lucy tatsächlich war.

»Ich finds nett, dass ich hier jemanden zum Plaudern hab ... aber warum kündigst du nicht?«, fragte er sie in der Küche. Später Nachmittag, er hatte seine Hausaufgaben bereits erledigt, lungerte, wie so oft, in der Küche herum und sah ihr einfach nur zu. Wie sie Töpfe wusch. Wie sie Geschirrtücher faltete. Wie sie die Nirosta-Flächen polierte. Wie sie ihren duftenden, jugendlich-dampfenden Körper zwischen Spüle, Herd, Schränken, Kühlschrank hin und her bewegte. Er hatte lange überlegt, wie er ihr sagen sollte, dass er sie

mochte. Die Frage über die Kündigung einzubauen, schien ihm ein probates Mittel, dem Gestehen seiner Zuneigung die Schwere zu nehmen.

Sie arbeitete unbeirrt weiter, ließ sich nicht anmerken, ob sie von seinem Geständnis etwas mitbekommen hatte: »Ich hab einen bestehenden Lehrvertrag. Den kann ich nicht so einfach hinschmeißen. Ich hab mich erkundigt. Hab mit meinem Lehrlingsbeauftragten in der Berufsschule gesprochen. Da muss man schon einen handfesten Grund angeben. Und beweisen kann ich ja nichts. Da käme so was wie eine Verleumdungsklage auf mich zu, wenn ich denen dort was sage. Davon, wie es hier zugeht. Außerdem gibts derzeit keine gescheiterten Lehrstellen irgendwo, wo ich hinwill.«

»Ich freu mich, wenn du bleibst«, platzte Hubertus heraus und die Röte schoss ihm ins Gesicht.

Er war froh, dass sie von ihrer Arbeit nicht aufblickte.

»Ich mich auch«, sagte sie nach einer Minute des konzentrierten Nirosta-Polierens, »und ich finds auch nett, dich hier zum Plaudern zu haben.«

### **Eine Packung Gummibärchen.**

Die ersten Erinnerungen seiner Kindheit waren die der Gerüche. Die Arme der Mutter, in denen er lag, wenn sie ihm das Fläschchen gab. Frisch gemähtes Gras im Vorgarten, wo er im Kinderwagen lag. Die verschwitzten Hände seiner fünf Jahre älteren Schwester Sophia, die ihn aus dem Gitterbettchen hob. Die bierdunstgeschwängerte, verrauchte Gaststube.

Zu seinem dritten Geburtstag schenkte ihm Sophia eine Packung Gummibärchen. Der Vater nahm sie ihm weg, warf sie wütend in den Abfalleimer: »Sowas essen wir hier nicht!«, herrschte er.

Die Kinder fischten die Packung später aus dem Müll und naschten sie heimlich. Als die Packung zur Hälfte geleert war, konnte er mit geschlossenen Augen die verschiedenfarbigen Bärchen nach ihrem Duft unterscheiden.

Später dann benannte er, ohne hinzusehen, das frisch gelieferte, blutigwarme Fleisch in der Küche nur anhand des Geruchs als Reh, Hirsch oder Wildschwein, als Hase, Fasan oder Rebhuhn, als Gatter-, Dam-, Schwarz- oder Rotwild.

Die Speisekarte kannte er schon als Volksschüler geruchsauswendig. In der Gaststube saß er auf der Bank am

Stammtisch, direkt neben dem Ausgang der Küche, und hielt seinen Kopf über seine Hausaufgaben gebeugt, während er auf den vorbeiziehenden Tellern die Gerichte des *Hubertus* ortete: Wildsuppe, Wildknödel, Charcuterie, Pasteten oder Terrinen, Wildcarpaccio, Hirschragout, Schnitzel, Ossobuco oder den klassischen Rehrücken. Mit Rotkraut, Spätzle, Maronen und Preiselbeersauce.

Er erzählte den Eltern nicht von seiner Geruchsgabe. Niemand wusste davon. Nur seine Schwester. Sein Freund Manfred. Und später dann natürlich Lucy.

Er war 40 Jahre und ein paar Monate alt. Vier Jahrzehnte hinter sich. Noch einige Jahrzehnte vor sich, um deren Gestaltung er sich bisher nicht gekümmert hatte. Sterben würde jeder, irgendwann. Ob an Altersschwäche, Krankheit, durch Krieg, Terror, Gewalt ... letztendlich war diesem ›Lebensziel‹ in seiner unverrückbaren Unausweichlichkeit nichts entgegenzusetzen. In gewissem Sinne war das ein nicht in Frage zu stellender Richtwert. Die Zeit bis dahin rumzukriegen, schien von Hubertus plötzlich eine Art Positionierungsentscheidung zu fordern. Er kannte die Ausdünstung von Menschen, die im Glückseligsein unglücklich waren. Und die von solchen, die im Unglückseligsein ihr Glück fanden. Jeder hatte sein Lieblingsgefühl, an dem er sich wie an einer Krücke festhalten konnte und mit dieser bevorzugten Lebenseinstellung durch die Jahre und Jahrzehnte humpelte.

Jäh witterte Hubertus in dieser fremden Stadt das Keimen einer diffusen Ahnung. Gerüche längst vergangener Zeiten, so undeutlich wie Luftspiegelungen, forschten nach ihrem Weg durch die verschütteten Stollen seiner Erinnerung. Er fühlte sich, als käme etwas auf ihn zu, das ihn nötigen würde, sein eigenwilliges Vakuum zu verlassen. Ein Vakuum, das

er, eingebunden in eine befriedigende berufliche Tätigkeit, annehmlichen Komfort und ein ausgeglichenes Alltagsleben, als durchaus lebensnah, bequem und gefällig betrachtete.

Hubertus, »Der durch Klugheit Glänzende«, aus dem Althochdeutschen. Als Wildschutz-Patron aufs schiere Jägerlatein reduziert. Wie gerne wäre er damals der gewesen, der durch Klugheit geblüht hätte.

Der Hund des Vaters hatte den Namen Hubertus getragen. Das Tier war an Altersschwäche gestorben, einige Zeit vor Hubertus' Geburt. Noch absurder als die Tatsache, wie ein Wild-Spezialitätenrestaurant zu heißen, kam es ihm vor, nach einem toten Hund benannt worden zu sein.

Die ersten zwanzig Jahre seines Lebens auf dieser Erde hatte er im Elternhaus verbracht, in der Enge der dörflichen Gemeinschaft gefangen. Die zweiten zwanzig Jahre hatte er in Wien gelebt. Über die kommenden Jahrzehnte – sollte er sie erleben – war er sich nicht im Klaren. Genauso wenig, wie er nicht ergründen konnte, warum er nicht schon viel früher aus seinem Elternhaus geflüchtet war. Warum er damals so lange gewartet hatte. Bis es zu spät war.

Seit dieser Zugfahrt, seit er in der Nacht aufgewacht war und fast verschämt seine Aufzeichnungen in das Notizbuch gemacht hatte, durchzogen fremdartige Zweifel seine Gedanken, ob denn sein Leben konzeptlos, inhaltslos war. Lebte er einfach nur so dahin? Flüchtigtes und Unerklärliches, Vermutungen und Möglichkeiten schlummerten hinter dem Schleier der Gelassenheit, den er sich wie einen Mantel zum Schutz vor eisiger Kälte übergeworfen hatte.

In lange vergangenen Zeiten hatte er vollständig auf seinen Geruchssinn zählen können. Damals hatte er keinen Zweifel daran gehegt, mit dem, was ihm seine Nase sagte, richtig zu liegen. Bis er sich einmal, mit fatalem Ausgang, vertan hatte. Wie gemurmelte Geschichten erschienen ihm die olfaktorischen Spuren, an deren Fährte er sich heften könnte, ließe er es wieder zu. Fast schien ihm der auch nur angedachte Versuch, ihre Geheimnisse zu entdecken, ihre Monologe zu enträtseln, ihr Flüstern zum Klingen zu bringen, einer existenziellen Bedrohung gleich. Und doch sehnte er sich plötzlich danach, seinem Riechen wieder so unverbrüchlich zu vertrauen, wie es in seiner Kindheit für ihn selbstverständlich gewesen war.

Und die anderen Dinge, die in seinem Geist auftauchten und die er sich ab und zu notierte? Was hatte es auf sich mit den Unergründlichkeiten, deren Existenz er erahnte, die aber doch in krausem Gegensatz zum freiwillig gewählten Unverwüstlichen, fast Reizlosen seines Alltagslebens standen? Sie fanden sich als Versatzstücke auf Notizzetteln verteilt, die auf seinem Schreibtisch, in seiner Aktentasche oder in Fachbüchern immer wieder auftauchten. Oder verloren gingen. Oder gar nicht aufgeschrieben wurden.

Er war froh, mit seiner beruflichen Tätigkeit einen Halt, eine einigermaßen zufriedenstellende Linie zu haben, die ihm quasi vor sich selbst eine Existenzberechtigung gab. Fast langweilte ihn sein plötzlich aufgetauchtes Kümmernis. Er war keiner, der klagte oder sich beschwerte. Unversehens war er hier in Florenz, eigentlich schon seit seinem nächtlichen

Aufwachen, mit der Suche nach dem Sinn des Lebens konfrontiert worden. Es kam ihm pathetisch vor, wenn er es so formulierte, gleichwohl wollte er sich trotz seiner Abscheu vor jeglichem Pathos mit diesem eigenwillig aufgestiegenen Bereich auseinandersetzen. Er hätte gerne mit der zweiten Hälfte seiner Lebensjahre budgetiert, hätte gern einen Masterplan aufgestellt, um nicht als alter Mann Rechenschaft ablegen zu müssen. Vor einer Instanz, an die er nicht einmal glaubte. Er beanstandete jählings, dass der Mensch in solchen Dimensionen denken sollte.

Er nahm sein Notizbuch, las nochmals seinen ersten Eintrag darin und hielt stichwortartig die Formung der Aromen fest, die ihn auf diesem sonnendurchwirkten Platz umschwappten. Ein Geruchs-Notizbuch? Er betrachtete konsterniert seine Handschrift auf dem Papier, fragte sich, was ihn genötigt hatte, sich wieder dem zu widmen, was er sich so lange schon zu vergessen abgerungen hatte.

Irgendetwas hatte das System zu Bruch gebracht. Etwas ganz Bestimmtes hatte sein System des Vergessens zu Bruch gebracht. Gestern. Ein Prospekt über einen Vortrag. Ein Prospekt, der auf einem Pult in einer Bibliothek gelegen hatte.

## Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.

Als Hardcover mit Schutzumschlag, oder als eBook auf allen Plattformen.